

Prof. Dr. Eilert Herms

Richtet nicht! Wer kann gnädig sein?
13. Universitätsgottesdienst vom 29.01.2012
Wintersemester 2011/12
„Gnadenlos?“

Predigttext:

Mt 7, 1. 2

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott unserem Vater und von dem Herrn Jesus Christus.
 Amen

Liebe Schwestern und Brüder,

was wurde da eben eigentlich gesagt und zu hören gegeben in dieser viergipfligen Wendung „Gnade sei mit Euch!“ – „und Friede!“ – „von Gott unserem Vater!“ – und „von dem Herrn Jesus Christus!“? Zu hören gegeben wurde *der gute Wunsch, die Zusage und Verheißung*, mit der der Apostel Paulus seine Verkündigungsschreiben eröffnet und die daher auch die Kirche in der Nachfolge des Apostels an die Spitze ihrer Predigt stellt: die Zusage und Verheißung von Gnade für das Leben in einer gnadenlosen Welt: die Zusage von Gnade; von Gnade verbunden mit Frieden; von Gnade, die von Gott kommt - und die uns erreicht durch den kyrios Jesus Christus, „unsern Herrn“. Von der Kanzel wiederholt die Kirche in jedem Gottesdienst diesen Gruß des Apostels an die Gemeinden und an die Welt.

Wie erleben wir diese feste Formel, die da in steter Wiederkehr als invariante Überschrift über dem gesamten Predigtgeschäft der Kirche zu hören ist? Wer die Fixiertheit der Gottesdienstordnung und ihrer Stücke erlebt als Erstarrtsein im zwanghaften Wiederholen bloßer Formeln, wird sich mit genervter Sorge fragen, ob eine Predigt, die so formelhaft beginnt, noch Kraft finden wird, sich aufzuschwingen zu lebendiger, bewegender religiöser Rede. Wer hingegen eine sensible Sympathie für Formfragen des Gottesdienst entwickelt hat, wird vom vertrauten Klang dieses alten Grußes am bekannten Orte mit dem wohltu-

enden Gefühl des Vertrautseins erfüllt werden, des Beheimatet- und Geborgenseins im gottesdienstlichen Geschehen. Für wen aber das Bedeutsamste und Interessanteste am Christentum die großen Themen der christlichen Welt- und Lebensdeutung sind, der mag den alten Gruß – so wie auch andere feste Teile des Gottesdienstes – mit Genugtuung als die Manifestation der Tatsache verbuchen, daß ein Gottesdienst, der die überlieferten Texte festhält, jedenfalls nicht Alottria treiben, ein persönliches Steckenpferd des Veranstalters reiten, sondern bei der einen alten und gemeinsamen Sache des Glaubens verbleiben wird: Gnade, Friede, Gott unser Vater und Jesus Christus unser Herr. Jeder von uns erkennt vermutlich die eine oder andere dieser Reaktionen als die eigene wieder.

Aber über solche Unterschiede hinweg ist uns allen das Wissen gemeinsam, daß eben diese großen Worte – „Gnade“, „Friede“, „Gott unser Vater“, „unser Herr Jesus Christus“ –, für viele Zeitgenossen außerhalb der Kirchen zu Fremdworten ohne klare Bedeutung geworden sind. Und da fragt sich: Könnten *wir* sie denn ihnen erklären? Zwar sind uns - anders als ihnen – diese großen Worte noch *vertraut*. Aber steht uns über diese Vertrautheit hinaus auch klar vor Augen, welche realen Züge unserer menschlichen Lebensgegenwart sie meinen? Könnten wir den „andern“ diese realen Züge menschlicher Lebensgegenwart beschreiben? Wenn nicht, wäre der zwischen uns und ihnen bestehende Unterschied in der *Vertrautheit* mit den Grundworten christlicher Überlieferung umgriffen von einer auf beiden Seiten gleich großen Unbekanntschaft mit der Sache, die diese Begriffe bezeichnen. Also: Wenn viele Menschen heute mit den christlichen Großbegriffen nichts mehr anfangen können, so ist erster Linie nicht Grund zum Klagen gegeben, sondern ein dringender Anlaß, uns selbst zu fragen, ob *wir* denn die gemeinte Realität noch klar vor Augen haben. Was angesagt ist, ist *Selbstbesinnung*.

Dazu ruft uns das Rahmenthema dieser Gottesdienstreihe auf. Und es tut dies, indem es zugleich die Grundregel deutlich macht, die jede solche Selbstbesinnung zu befolgen hat, wenn sie erfolgreich sein will: Die Realität, um die es im Glauben Israels und der Kirche geht, ist ja nichts anderes als diese unsere Welt, wie sie uns in unserer eigenen Lebensgegenwart präsent und zugänglich ist. Folglich kann auch die Sache aller Aussagen des Glaubens durch nichts anderes klar werden als durch einen aufmerksamen und geduldigen Blick auf diese unsere eigene Lebenswelt. Das gilt auch für die Sache, die der Glaube „Gnade“ nennt. Auch sie kann sich nur dem Blick auf diese unsere eigene Lebenswelt zeigen. Und wenn

das nicht von der Hand zu weisen ist, dann ist auch die in unserem Rahmenthema enthaltene Vermutung nicht von der Hand zu weisen, die sich so zusammenfassen läßt: *Gnade ist das, was überall dort fehlt, wo „Gnadenlosigkeit“ herrscht*. Laßt uns dieser Vermutung nachgehen und schauen, ob sie sich bewährt.

Wir nennen Verhältnisse „gnadenlos“, in denen Fehler nicht toleriert werden, in denen niemals Fünfe gerade sein gelassen werden und in denen keine begründete Ausnahme von der Regel zugelassen wird. Woran mangelt es in solchen Verhältnissen? Jedenfalls auch an Realismus, der um die Fehlerhaftigkeit des Menschen weiß, der weiß, daß unvollkommene und nur approximative Lösungen von Problemen nie ausgeschlossen werden können, und der weiß, das keine Regel jeder einschlägigen Lage gerecht werden kann. Aber dieser Realismus ist nicht Gnade, und es ist nicht das Fehlen dieses Realismus, der die Verhältnisse „gnadenlos“ macht. Gnadenlos werden sie erst durch einen bestimmten Umgang mit diesen Unvollkommenheiten. Nämlich dann, wenn wir sie zum Anlaß nehmen, denen, die solche Unvollkommenheiten zeigen, eben deswegen das Recht, die Bedeutung und den Sinn ihres Lebens zu schmälern. Denn damit hat es „Gnade“ zu tun: mit der Gewährung und Einräumung des Rechts unseres persönlichen Lebens *in* der Gemeinschaft - und seiner Bedeutsamkeit *für* die Gemeinschaft.

Das hat Folgen auch alle anderen Lebenserscheinungen, die wir „gnadenlos“ nennen:

„Gnadenlos“ nennen wir den Konkurrenzkampf im Sport, in der Wirtschaft, auf dem Arbeitsmarkt. Die deutschen Handballer sind in letzter Minute mit einem Tor Rückstand gegen Polen nicht nur aus dem EM Halbfinale ausgeschieden sondern zugleich auch aus der Olympiaqualifikation. Eine bekannte Drogeriekette hat Schwierigkeiten, sich gegen Konkurrenten am Markt zu behaupten; vielleicht kann sie es gar nicht und muß ausscheiden – mit harten Konsequenzen für die Mitarbeiter. Und die Besetzung einer freien Mitarbeiterstelle erfolgt „gnadenlos“ unter Übergehung aller Bewerber bis auf einen, nämlich bis auf den, den die für die Besetzung zuständige Stelle für den vorzugswürdigen hält. Alle diese Beispiele zeigen: Konkurrenz impliziert Vergleich, und Vergleich offenbart Unterschiede, Vorrangigkeit und Nachrangigkeit, schafft Gewinner und Verlierer. Ist das Gnadenlos? Nein, offenbar nicht. Es wäre nicht „Gnade“, einen Torunterschied samt seinen Regelfolgen nicht zu akzeptieren, sondern das wäre einfach eine ungerechte Regelwidrigkeit; es wäre nicht „Gnade“, wollte man nicht akzeptieren, daß Käufer am Markt einige Angebote ande-

ren vorziehen, sondern es wäre nur eine unrealistische Verkennung der Regeln des Marktgeschehens; und es wäre nicht „Gnade“, einen Arbeitsplatz nicht dem Einen aus den vielen Bewerbern zu geben, der sich als der geeignetste präsentiert, sondern das wäre eine offenkundige Pflichtverletzung. Auch hier gilt wiederum: Erst und nur unser Umgang mit dem Vergleich und seinen Ergebnissen ist es, der unter Umständen „gnadenlos“ genannt werden kann und muß. Nämlich dann, wenn er die im Vergleich offenbar gewordene Nachrangigkeit oder Erfolglosigkeit zum Anlaß nimmt, das Recht der betroffenen Personen und ihre Bedeutung für die Gemeinschaft zu schmälern.

Und steht es mit dem bekannten Verlangen nach „Gnade vor Recht“ etwa anders? Verspüren wir dieses Verlangen nicht ausschließlich in solchen Fällen, wo wir den Eindruck haben: das bestehende Recht ist als dieses mangelhaft und verbesserungsbedürftig? Ist nicht auch das „Begnadigungsrecht“, das manche Rechtsordnungen vorsehen, nichts anderes als das offene Eingeständnis, daß grundsätzlich immer die Möglichkeit besteht, daß die Rechtsordnung an irgendeiner Stelle fehlerhaft ist? Vor allem aber: Setzt etwa das Verlangen nach „Gnade vor Recht“ den umgekehrten Ruf nach „*Recht vor Gnade*“ außer Kraft?

Liebe Schwestern und Brüder, dieses Verlangen nach „Recht vor Gnade“ ist doch der Motor der gesamten Befreiungsgeschichte unserer europäischen Gesellschaften in den letzten 250 Jahren. Diese Befreiungsbewegung war erfolgreich. Wollen wir aus dieser Lage wirklich wieder zurück in eine Lage, in der „Gnade vor Recht“ geht? Das will niemand, der bei Sinnen ist. Niemand will, daß das Recht und die Bedeutung seines Lebens in der Gemeinschaft von der „Gnade“ eines anderen Menschen abhängt, also davon, ob und wie weit ein anderer Mensch ihm dieses Recht und diese Bedeutung verschafft, einräumt und gewährleistet. Sicher: Von anderen anerkannt, gar gelobt zu werden, kann angenehm sein. Aber immer nur dann, wenn Anerkennung und Lob nicht Ausdruck der Gnade eines anderen ist, sondern Ausdruck seines einsichtigen Respekts vor uns, vor unserem Können und unserer Leistung. Wer ein Examen bestanden hat, ist nicht gnädig behandelt worden, sondern gerecht. Wer eine Stelle erhalten hat, hat nicht „Gnade“ erfahren, sondern die Wertschätzung seiner einschlägigen Fähigkeiten. Wer eine Wahl gewonnen hat, verdankt das nicht der „Gnade“ der Wähler, sondern ihrem – mehr oder weniger guten – Sachverstand. Im Umgang miteinander wollen wir die *Gnade los* sein.

Ist das die Frechheit des modernen Menschen, seines narzißtischen Stolzes, seines maßlosen Unabhängigkeitsstrebens, das unrealistisch und daher auch gefährlich ist? So ist es doch wohl nicht: Menschen können sich des dichten Geflechts von Abhängigkeiten, in denen sie leben, sehr wohl bewußt sein, gerade auch ihrer Abhängigkeit von anderen Menschen, und sich dennoch mit Nachdruck die „Gnade“ anderer Menschen verbitten. Denn: Das ist nicht hybride Verkennung der realen Abhängigkeiten unseres Lebens, sondern gerade umgekehrt der Ausdruck eines realistischen Gespürs für zwei tiefe und weitreichende Einsichten:

Die erste Einsicht betrifft das, worum es bei „Gnade“ eigentlich geht: nämlich um einen schöpferischer Akt des Wohlgefallens an dem, was wir in Wahrheit sind. „Gnade“ ist derjenige Akt, dem unverstellt offenbar ist, was jeder von uns in Wahrheit ist, und der aus Wohlgefallen an dem, was jeder von uns in Wahrheit ist, eben dem, was wir Wahrheit sind, sein Recht und seine Bedeutung in der Gemeinschaft und für die Gemeinschaft verschafft, sie begründet und garantiert. Gnade ist das schöpferische Urteil darüber, wer und was wir als Person in Wahrheit sind, das schöpferische Urteil über das wahre Wesen unseres eigenen Personseins und über unsere wahre Stellung in der Welt – und zwar das *positive* Urteil hierüber, das unserem individuellen Leben sein besonderes Recht und seine besondere Bedeutung in der Gemeinschaft *so* zuspricht, daß es ihm dieses Recht und diese Bedeutung auch wirklich verschafft, und das eben kraft dessen unserem Leben von innen heraus die Gewißheit seines Rechts und seiner Bedeutung gibt, auf die es sich verlassen kann, die ihm Schwung verleiht und die ihm die Richtung weist.

Die zweite Einsicht, die der modernen Aversion gegen das Abhängigsein von der Gnade anderer Menschen zugrunde liegt, ist, daß die Ausübung dieses Akts der Gnade von Gnade, also das Fällen dieses Urteils, welches Menschen das wahre Recht und den wahren Sinn ihres Lebens verschafft und gewährt, keinem Menschen zusteht, und zwar einfach deshalb nicht, weil kein Mensch zu diesem Urteil fähig ist. Kein Mensch ist zu dem wahren Urteil über das Recht und die Bedeutung des Lebens irgendeines Menschen fähig, nicht des Lebens anderer und nicht des eigenen Lebens. Kein Mensch ist zur Gnade fähig.

Und das – liebe Schwestern und Brüder – ist eine evangelische Einsicht. Sie wird bestätigt durch das Wort Jesu, dessen sachliche Härte seine Kürze noch übertrifft: „Richtet nicht,

damit ihr nicht gerichtet werdet. Denn mit welchem Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden, und mit welchem Maß ihr meßt, mit dem wird euch gemessen werden“.

Das „Richten“, von dem hier die Rede ist, ist genau das eben beschriebene Urteilen, das dem Leben von Menschen sein Recht und seine Bedeutung zuspricht. „Übt solches Urteilen nicht!“, ruft Jesus uns hier zu, „Denn ihr könnt es gar nicht üben.“. Das positive Urteil der Gnade, das einem menschlichen Leben sein Recht und seinen Sinn zuspricht, liegt gar nicht in eurer Reichweite. Ihr seid seiner gar nicht mächtig. Jedes derartige Urteil, mit dem ihr über das Recht und den Sinn eines menschlichen Urteils absprechen wollt, fällt auf euch selbst zurück – und zwar als eure eigene *Verurteilung*, als Urteil also, das euch – zwar entgegen eurer Absicht, aber dennoch faktisch – immer nur beweist, daß ihr das Recht und den Bedeutung eures Lebens schon verfehlt habt. Stimmt das? Steht es tatsächlich so um unser Urteilen über das Recht und die Bedeutung menschlichen Lebens?

Auf den ersten Blick scheint das gar nicht zu stimmen, sondern nur eine steile, aber dennoch falsche These zu sein. Das Gegenteil scheint zu gelten: Wir können gar nicht anders als Urteile über das Recht und die Bedeutung von menschlichem Leben, des Lebens anderer Menschen aber auch des eigenen Lebens, zu bilden. Keine Orientierung in unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Umwelt und in der Geschichte ist möglich, ohne daß wir mit Urteilen über die Bedeutung von Menschen und ihres Handelns konfrontiert werden und selbst solche bilden. Das würde auch nicht anders werden, wenn wir auf alle *laudationes* bei Eintritt in den Ruhestand oder runden Geburtstagen und anderen Jubiläen verzichten würden. Es ist unvermeidlich, daß wir solche Beurteilungen – und natürlich auch negative – laufend bilden. Wir sind von ihnen umgeben.

Aber das bloße Faktum, auch wenn es unbestreitbar ist, beweist keineswegs, daß von all diesen Beurteilungen des Rechts, der Bedeutung und des Sinnes von menschlichem Leben, nicht dennoch gilt, was Jesus ihnen attestiert: Mögen sie auch für unsere Lebensführung unverzichtbar sein, so könnte dennoch von ihnen allen gelten, erstens daß sie alle nicht angemessen sind und auch nicht angemessen sein können, und zweitens, daß sie alle letztlich immer den Charakter einer *Verurteilung* haben, die auf den Urteilenden selbst zurückfällt.

Das wäre jedenfalls dann so, wenn alle diese Urteile mit Begriffen vom Recht und von der Bedeutung menschlichen Lebens arbeiten, von denen erstens gilt: Sie sind inhaltlich auf das beschränkt, was uns – der Gemeinschaft, in der wir leben, und jedem einzelnen von uns persönlich – vom Recht und von der Bedeutung menschlichen Lebens durch Erfahrung zugänglich geworden ist. Wer aber sagt uns, daß nicht Recht und Bedeutung von menschlichem Leben ganz jenseits dessen liegen könnte und wirklich liegt, was wir davon sehen? Und zweitens: Jeder Begriff, mit denen unsere Beurteilungen von Recht, Sinn und Bedeutung von menschlichem Leben arbeiten, erfaßt das, was uns als das *Wesen* und d. h. immer auch als das *Ideal* des Rechts, des Sinnes und der Bedeutung eines menschlichen Lebens vorschwebt, und kein realer Einzelfall realisiert das Wesen, das Ideal, erschöpfend.

Folglich bleibt in der Tat immer offen, ob das, was für uns die Bedeutung, den Sinn und das Recht eines Menschenlebens ausmacht, überhaupt an das heranreicht, was in Wahrheit das Recht und die Bedeutung, dieses Lebens ausmacht. Und es kann nicht anders sein, als dass mit allem, was *wir* positiv über das Recht und die eines Lebens sagen zugleich stillschweigend die Negativa im Raume stehen: nämlich alles das, worin dieses Leben hinter genau dem zurückblieb, was wir ihm als das Recht und die Bedeutung, des Sinnes und des Rechts zusprechen (weshalb denn auch zu fragen ist, ob es nicht statt Bescheidenheit eher Eitelkeit ist, wenn manche Leute Lobreden auf sich selbst schlecht ertragen können).

Jedenfalls zeigt sich in der Tat: Der Akt der Gnade, das Urteil, das einem menschlichen Leben sein wahres Recht und seins wahre Bedeutung *verschafft*, liegt nicht in unserer Reichweite. Sein Gegenstand – eben das Verschaffen von Recht und Bedeutung eines menschlichen Lebens – ist uns nicht zugänglich. Warum?

Weil wir nicht Schöpfer sind, sondern Geschöpfe. Wir setzen die Realität unseres Lebens nicht, sondern wir empfangen sie. Wir verschaffen dieser Realität nicht ihr Recht, sondern wir empfangen sie als eine schon berechnete. Wir re-flektieren zwar über den Sinn eines menschlichen Lebens, wir denken über diesen Sinn *nach*, aber wir setzen und bestimmen ihn nicht. Wir fragen zwar nach der Bedeutung jedes einzelnen Lebens, aber wir verleihen sie keinem. Dies alles ist allein dem alles bestimmenden Wirken Gottes überlassen. Ihm allein ist darum auch das wahre Urteil vorbehalten, das dem Leben jedes einzelnen Men-

schen sein Recht, seinen Bedeutung und seinen Sinn verschafft. Ebenso wie „Freiheit“ wirklich ist nur auf Seiten des Schöpfers, eben so auch „Gnade“. Nur er *kann* sie üben.

Und er *übt* sie: Durch die Gewährung unserer eigenen Lebensgegenwart und der Lebensgegenwart aller Menschen berechtigt er sie auch, verleiht er ihr Bedeutung und Sinn vor und unabhängig von jedem Urteil, das wir uns dann über all dies zu bilden suchen.

Ja – aber werden nun manche denken: Gibt es denn dann in unserem Umgang mit einander gar keine Gnade? Gibt es nicht doch wenigstens so etwas wie einen *Reflex* der Gnade Gottes in unserm Umgang miteinander? Und ist er nicht auch von uns verlangt?

Nun – was wird denn von uns verlangt, wenn es heißt „ihr sollt vollkommen sein wie euer himmlischer Vater vollkommen ist, der seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gerechte“? Wird damit von uns verlangt, daß auch wir die Sonne aufgehen lassen sollen über böse und gerechte? Oder nicht vielmehr, daß wir ohne wenn und aber hinnehmen sollen, daß sie eben über *alle* scheint? Ist von uns eine andere Vollkommenheit verlangt als die, die darauf verzichtet, darüber zu murren, daß Gott so gütig ist? Und schließlich: Was tun die Männer, die Jesus die Ehebrecherin vorgeführt haben und dann einer nach dem anderen schweigend von dannen gehen? Üben sie Gnade? Bekennen sie nicht nur, daß ihnen durch Christus die Herzen dafür geöffnet sind, daß auch sie von der Gnade leben, die allein Gott übt?

Ja – noch einmal breche ich eine Lanze für die Frömmigkeit des modernen Menschen, der keine Gnade von Menschen will. Ihm ist in Fleisch und Blut übergegangen, daß es zu unserer Natur gehört, Gnade nicht üben, sondern nur empfangen zu können, und zwar ausschließlich von Gott. Gnade gibt es nur von oben. Es ist also wohl doch so: Wer *unter Menschen* nicht Gnade vor Recht, sondern *unter Menschen* Recht vor Gnade verlangt, hat den Gruß von der Kanzel wirklich gehört und verstanden: „Gnade sei mit euch und Friede – von Gott unserm Vater und dem Herrn Jesus Christus“.

Amen.